

Gunter Reus

Der FERN- SEHER steht meist IM SCHRANK

Jugendliche geben in Porträts Auskunft über ihr Medienverhalten

Die empirische Sozialforschung gebiert ein merkwürdiges Wesen. Zusammengesetzt aus vielen anderen, existiert es ausschließlich im Plural; statt mit Leidenschaften und Charakter, mit Widersprüchen und Schwächen macht es mit ordentlich aufgereihten Zahlen und Prozenten auf sich aufmerksam. Gesehen hat dieses Wesen noch keiner. Dabei ist es sehr nützlich: Denn der statistische Durchschnittsmensch hilft der Gesellschaft, sich selbst zu überschauen und sozialen Wandel zu erkennen. So sind die Daten der quantitativen Medienforschung für jeden unverzichtbar, der zuverlässige Aussagen über Tendenzen z. B. der Medienutzung von Jugendlichen sucht (vgl. Feierabend/Klingler 2003).

Dies war auch der Ausgangspunkt für die Teilnehmer des Seminars „Jugendliche und Massenmedien“ an der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Ihr Ziel: auf der Grundlage gesicherten Wissens eigene empirische Beobachtungen anzustellen. Rasch herrschte allerdings Einigkeit darüber, dass Zahlen allein nicht befriedigen. Pädagogen z. B. ziehen unter Umständen wenig Gewinn aus der Erkenntnis, dass

48 % aller Jungen eine Spielkonsole besitzen oder 24 % der 12- bis 13-jährigen Mädchen täglich Comics lesen – wenn ihre „lebenden Fälle“ doch so ganz anders beschaffen sind. Zudem führt das Verschwinden des Individuums aus der Statistik bei der Interpretation immer wieder zu Verallgemeinerungen und bizarren Visionen von Untergang und Apokalypse.¹

Biographische Methode

Die Seminar Teilnehmer – angehende Medienmanager und -praktiker – stießen rasch auf das Korrektiv qualitativer Verfahren. Dazu zählt die biographische Methode. Über offene, nicht standardisierte Interviews sucht sie ihren Zugang zur sozialen Realität. Medienhandeln wird nicht allein „struktur determiniert“ verstanden, sondern als subjektiver Entwicklungsprozess, in den persönliche Erfahrungen und Interpretationen einfließen. Das Ergebnis des Interviews, die „Medienbiographie“, zeichnet wiederum interpretativ diesen Prozess nach.

Im Idealfall bildet sie Verhaltensweisen und Einstellungen ab, die nicht nur auf eine Person zutreffen. Repräsentativ ist die Medienbiographie allerdings nie. Deshalb gilt sie nicht als Ersatz, sondern als Ergänzung statistischer Erhebungen. Sie hilft, deren Daten mit speziellen Beobachtungen zu relativieren oder mit „Leben“ zu füllen.² So kann die Statistik beispielsweise ermitteln, dass 66 % der Jugendlichen einen eigenen Fernsehapparat im Zimmer haben (ebd., S. 454). Intensivinterviews können dagegen zum Vorschein bringen, dass der Fernsehapparat zwar im Jugendzimmer steht, aufgrund bestimmter Lebensumstände aber keinerlei Faszination ausübt und nur sehr selektiv eingeschaltet wird. „Erst beides zusammen, verallgemeinerungsfähige Aussagen und das konkrete Beispiel, verbunden durch sozialökologische und medienbiographische Betrachtungsweisen, erschließen uns in ausreichendem Maß das Verständnis für die „Medienwelten Jugendlicher““ (Baacke/Sander/Vollbrecht 1990, S. 23).

13 Porträts

Parallel zur üblichen Seminararbeit konkretisierte sich in Hannover die Idee, das Medienverhalten von Schülern in Einzelporträts festzuhalten. Wir nahmen Kontakt zu einer Integrier-

ten Gesamtschule im Stadtteil Linden auf. Diese auch in der sozialen Zusammensetzung etwas offenere Schulform schien uns am besten geeignet. Da wir aus pragmatischen Gründen Schüler suchten, die schon über eine gewisse Medien-„Karriere“ berichten konnten, aber auch noch im Klassenverband waren, fiel die Wahl auf eine 11. Klasse. Die Schüler hatten ein Alter zwischen 16 und 18 Jahren; eine Schülerin zählte bereits 21 Jahre. Weder die Jugendlichen noch ihr Klassenlehrer waren uns bekannt. Nachdem der Lehrer sich in der Hochschule über das Projekt informiert hatte, besuchte die Seminargruppe die Schule. Überraschend mühelos fanden sich dort Studenten und Schüler zu Paaren zusammen und vereinbarten persönliche Treffen. Zuvor luden wir die Schüler noch zu einer Podiumsdiskussion in die Hochschule ein und zeigten ihnen, wo und wie wir arbeiten.

Danach war genug Vertrauen hergestellt. 13 Interviews konnten stattfinden (meist in der Wohnung der Jugendlichen). Nur wenige Schüler entzogen sich; die meisten beteiligten sich selbstbewusst und interessiert an dem Projekt. Die Grundlage bildete ein Leitfaden, der im Seminar entwickelt worden war und sicherstellen sollte, dass die Gespräche gleichwertig verliefen. Die Interviews wurden aufgezeichnet, transkribiert, ausgewertet und in Erzählform rekonstruiert.

Nicht medial kastriert

Zum Erstaunen aller Teilnehmer waren wir bei unserer Zufallsauswahl auf Jugendliche gestoßen, die überaus klug und analytisch über ihr Medienverhalten berichten konnten. Schon bald war klar, dass es sich hier nicht um die medial kastrierten Persönlichkeiten handelte, die die Öffentlichkeit in Jugendlichen gerne sieht. Im Gegenteil: Die Schüler erwiesen sich als routiniert-pragmatische, dabei politisch interessierte und zugleich selbstkritische Nutzer, die zu Distanz in der Lage sind. Echte Computerfreaks waren kaum dabei, und vor allem das Fernsehen wurde immer wieder sehr kritisch bedacht. Allerdings schließt die Kritik den Konsum nicht aus: „Es gibt eigentlich nichts im Fernsehen, was ich besonders gern sehe. Wenn ich aus der Schule komme, setze ich mich hin und gucke einfach nur so, ich lass das einfach so an mir vorbeirauschen und entspanne mich“ (Z., weiblich). „Ich meine, jeder weiß, dass das

[Talkshows, Anm. d. Red.] Blödsinn ist, und es ist nicht besonders geistreich oder witzig. Ich weiß selbst nicht, warum ich das gucke“ (J., weiblich).

Möglicherweise geht die eher geringschätzigere Beurteilung des Fernsehens auf den Einfluss des Deutschlehrers zurück, der mit der Klasse Texte von Bourdieu gelesen hatte. Eventuell begünstigten die soziale Herkunft und der Lebensstil mancher Eltern medienkritische Positionen; auch ein Projekt wie „Zeitung in der Schule“ mag Spuren hinterlassen haben. Die Bereitschaft, elektronische Medien selbstverständlich in Frage zu stellen (sie aber selbstverständlich auch zu nutzen), war gleichwohl auffallend.

Vielleicht kommt darin eine Zerrissenheit zum Ausdruck, die auch in anderen Zusammenhängen hervorstach: im Ideal von Familie und Ehe, obwohl fünf der 13 Jugendlichen nur mit einem Elternteil zusammenleben; in der Sehnsucht nach anderen Ländern, obwohl sich alle in Hannover recht wohl fühlen; im selbstsicheren Auftreten, hinter dem sich auch Angst vor der Zukunft verbirgt; in der erwachsen wirkenden Eloquenz, obwohl man auch noch Karl May liest oder die alten Kinderkassetten hört; schließlich sogar in der sozialen „Absicherung“ mit Cliques: „Ich habe zwei Freundeskreise. Davon ist einer so ein bisschen Schickimicki und der andere eher alternativ“ (L., weiblich).

Wie unterschiedlich sich das alles zusammensetzen kann, welche Variationen das Medienverhalten zulässt, wie sehr biographische Besonderheiten den Umgang mit Massenmedien bestimmen und die Massenmedien keineswegs allmächtig die Biographien beherrschen – das beleuchten nachfolgend Schlaglichter auf vier der Jugendlichen.

J., 18 Jahre, weiblich

J. ist Einzelkind. Sie lebt bei der Mutter, einer Sozialpädagogin, die sich vom alkoholkranken Vater getrennt hat. J. wirkt erwachsen, überlegt und direkt, aber auch sehr emotional; in der Klasse gilt sie als eine Wortführerin. Umstandslos bekennt sie sich als Legasthenikerin, deren schulische Leistungen nachgelassen hätten. Politik findet J. „eigentlich ganz interessant“; sie meint aber, dass sie viel zu wenig wisse und nicht mitreden könne.

Anmerkungen:

1
Ein Beispiel dafür waren die eifernden Zwischenrufe des Augsburger Professors für Pädagogik, Werner Glogauer, Anfang der 90er Jahre. Bei seiner Interpretation von Mediennutzungsdaten verdächtigte er das Fernsehen u. a., „Verstopfungen“ und „Augenschwäche“ zu verursachen (Glogauer 1993, S. 21). Nicht ganz so schrill fallen die Warnungen des Kriminologen und ehemaligen niedersächsischen Justizministers Christian Pfeiffer aus. Er beschwört „Medienverwahrlosung“, Schulversagen und Jugendgewalt als Folge des Fernsehkonsums (vgl. Pfeiffer 2003).

2
Nach diesem Prinzip arbeitet auch die weithin anerkannte *Shell Jugendstudie* (vgl. Deutsche Shell 2002).

»Die Zeitung ist ein schönes Medium.«

Die Medien nutzt J. rundum, aber unterschiedlich gern. Im Radio sucht sie überwiegend jugendliche Musiksender. Zeitung nennt sie „ein schönes Medium“, beklagt aber die Fülle der Information, die sie nicht bewältigen könne. Gleichwohl kauft sie sich gelegentlich die „FAZ“ und liest mit ihrem Freund die Lokalzeitung. J. sah früher „viel zu viel“ fern; heute findet sie, dass man „damit nur die Zeit verplempert“. Sie besitzt ein eigenes Gerät, das aber für gewöhnlich im Schrank steht. „Wenn ich etwas gucke, dann meistens Tierfilme, Spielfilme oder Nachrichten.“ Während sie das Internet ganz pragmatisch als Informationsquelle nutzt, gehört ihre Leidenschaft dem Buch. Dabei betont sie eine Rezeptionssituation, in die sie sich beim Lesen von Romanen oder Pferdebüchern manchmal mit ihrer Freundin zurückzieht: „Dann treffen wir uns, und jeder liest in seinem Buch. Wir sprechen dann kaum miteinander, aber es ist einfach ein schönes Gefühl, wenn wir beide auf dem Balkon, Sofa oder auf dem Bett liegen und vor uns hin lesen.“ J. liest auch vor dem Einschlafen, und sie spricht viel mit anderen über Bücher.

Für die Zukunft wünscht sie sich, dass die Menschen wieder mehr auf „soziale Dinge“, auf „Werte und Normen“ achten statt aufs Geld. Sie möchte Pädagogin werden.

F., 17 Jahre, männlich

F.s Leidenschaft gehört dem Radio, seit er sich drei Jahre lang für ein lokales Bürgerradio engagiert hat. Er nutzt es als Hintergrund- und Musikmedium (Hip-Hop), hört aber auch „ganz intensiv“ zu. Radio entspannt ihn; er empfindet es als nicht so „aufdringlich“ wie Fernsehen. Wenn Freunde kommen, schaltet F. das Radio allerdings aus, „weil man ja dann den Gesprächspartner hat“.

Freunde sind sehr wichtig. Mit ihnen spielt F. Computerspiele, an Wochenenden feiern sie

»Das Radio ist
nicht so aufdringlich
wie das Fernsehen.«

auch Netzwerk-Partys. In seiner Klasse tun das nur wenige andere Jungen. Hauptsächlich spielt F. Strategiespiele. Er weiß um die Bedenken: „Da geht es um Völker aufbauen und andere Völker vernichten und so. Es hat schon alles einen gewalttätigen Hintergrund. Dass man jemanden vernichten muss, das ist halt so. Aber man baut auch etwas auf; es geht nicht nur um das Töten wie in Ego-Shootern.“

F. wirkt interessiert, höflich und hilfsbereit. Mit den Eltern kommt er „nicht so gut klar“. Der Vater ist technischer Zeichner, die Mutter Lehrerin. Er ist im Kanuverein, nimmt Gitarrenunterricht und ist offen für Kunst. Auch „Politik ist eine Sache“, die F. „wirklich interessiert“. Er liest die Zeitung, die die Eltern abonniert haben, und schaut auch „in Wochenzeitschriften rein, wie den ‚Spiegel‘ oder so“. Fernsehen interessiert ihn wenig; abends sieht er die *Tages-themen*, manchmal eine Satiresendung: „Die schalte ich dann gezielt mal ein.“ Im Internet surft er selten, am ehesten sucht er Informationen; ein Handy hat er nicht.

Seine Berufswünsche sind unklar. Wichtig im Leben ist ihm, das zu machen, was er für richtig hält – „und dafür setze ich mich auch ein, sei es nun politischer oder sozialer Natur“.

H., 17 Jahre, männlich

H. ist der Fußballfan der Klasse. Er trainiert dreimal die Woche im Verein, arbeitet als Schiedsrichter und will Sportmanagement studieren. H. wirkt optimistisch und zielstrebig; anders als seine Schwestern trägt er teure Designerkleidung. Bald wird er als Austauschschüler in die USA gehen.

»Ohne Internet

H. ist in Hannover geboren. Er ist gläubiger, toleranter Muslim. Seine Eltern stammen aus Anatolien; der Vater arbeitet als Lebensmittelhändler und hat ein kleines Restaurant. Das Internet ist H.s „absolutes Lieblingsmedium“: „Ohne Internet geht gar nichts.“ In erster Linie nutzt er es, um an Fußballinformationen, auch aus der Türkei, zu kommen. Für das Herunterladen von Musik (Hip-Hop, türkischer Pop) ist das Netz ebenfalls unverzichtbar. Auch der Besuch in Chatrooms und ICQ-Chats mit Freun-

den sind ihm sehr wichtig – im Gegensatz zu Computerspielen, die ihn nicht mehr interessieren.

H. ist kontaktfreudig und telefoniert viel mit dem Handy. Fernsehen dagegen spielt eine untergeordnete Rolle; es dient als Familienmedium im Wohnzimmer, wobei die Familie meist türkische Programme einschaltet – H. verfolgt natürlich auch türkische Fußballspiele. Türkische Zeitungen und Zeitschriften sind nur wegen des Sportteils wichtig, deutsche mag er überhaupt nicht, und Bücher liest H. allenfalls, wenn es für die Schule sein muss. Sein politisches Interesse hält sich in Grenzen, da er Politiker – auch türkische – für „verlogen“ hält.

Sein größter Wunsch: ein cooles Auto mit 20, als Manager arbeiten und viel Geld verdienen. „Dann möchte ich ein schönes Haus und eine glückliche Familie mit Kindern haben. Das Übliche halt. Das, was alle anderen auch möchten ...“

F., 18 Jahre, weiblich

F. war als Kind an Krebs erkrankt und hat seitdem eine Behinderung am Bein. Das hat sie geprägt – sie hängt sehr an Eltern und Freunden,

»Ich möchte meine eigenen Erfahrungen machen und sie nicht durch das Fernsehen vorgelebt bekommen.«

ist aber ihrem Alter weit voraus und setzt sich kritisch mit der Umwelt und dem Leben, das sie führt, auseinander. Die Tochter eines Lehrers trägt Secondhandkleider, hasst Designerklamotten und mag keine Handys (braucht aber eins wegen ihres Beines). Mitunter jobbt sie im Krankenhaus. Sie reist gerne, besucht Tagungen und politische Veranstaltungen.

geht gar nichts.«

Auch ihre Mediennutzung wird von politisch-sozialen Interessen bestimmt. Fernsehen interessiert sie „überhaupt nicht“; die Familie hat den Kabelanschluss gekündigt und investiert das gesparte Geld lieber in Ökostrom. Allenfalls für arte kann sich F. erwärmen; das schaut sie dann zusammen mit Freunden. Radio dagegen hört sie gerne – Bürgerradio und NDR Info, das politische Informationsprogramm. „Bei den anderen Angeboten der restlichen Sender bekomme ich Depressionen.“ Das Internet nutzt sie al-

lenfalls für E-Mails, oder um Bahnverbindungen herauszusuchen. Sie hat viele Musik-CDs, die aber ihren Alltag nicht dominieren.

F. informiert sich am liebsten durch Zeitungen. Sie liest die „Zeit“ und kauft sich ab und zu die „Süddeutsche“ oder die „taz“. *Anspruchsvolle* Literatur zu kennen, ist ihr wichtig. Lieblingsfächer in der Schule sind Politik, Sprachen und Kunst.

Ihr größter Wunsch: „Unabhängigkeit, und dass ich mich selber noch besser kennen lerne“. Unabhängigkeit auch von den elektronischen Medien: „Ich möchte gerne meine eigenen Erfahrungen machen, was das Leben angeht, und es nicht durch das Fernsehen vorgelebt bekommen.“ Davor, dass die Menschen die Welt „kaputtmachen“, hat sie Angst – aber auch davor, dass sie ihre eigenen Regeln manchmal bricht.

Alle Interviews sind im Internet nachzulesen unter www.ijk.hmt-hannover.de/interviews.

Dr. Gunter Reus ist apl. Professor für Journalistik am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung der Hochschule für Musik und Theater Hannover.

Literatur:

Baacke, D./Sander, U./Vollbrecht, R.: *Lebensgeschichten sind Mediengeschichten.* Opladen 1990.

Deutsche Shell (Hrsg.): *Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus.* Frankfurt a. M. 2002.

Feierabend, S./Klingler, W.: *Medienverhalten Jugendlicher in Deutschland. Fünf Jahre JIM-Studie Jugend, Information, (Multi-) Media.* In: *Media Perspektiven*, 10/2003, S. 450 – 462.

Glogauer, W.: *Die neuen Medien verändern die Kindheit. Nutzung und Auswirkungen des Fernsehens, der Videospiele, Videofilme u. a. bei 6- bis 10-jährigen Kindern und Jugendlichen.* Weinheim 1993.

Pfeiffer, C.: *Bunt flimmert das Verderben. Kinder und Jugendliche sehen unkontrolliert fern. Die Folgen: Sie vereinsamen. Die Schule wird zur Nebensache. Und die Gewaltbereitschaft wächst.* In: *Die Zeit*, Nr. 39/2003, S. 12.